



Joachim Hammann
Die Harmonie
der Welt

Roman

FRANKFURTER  VERLAGSANSTALT

Der Autor unterstützt aus den Honoraren dieses Buches
children first e.V., die Hilfe für notleidende Kinder
www.childrenfirst.de

1. Auflage 2006

© Frankfurter Verlagsanstalt GmbH,
Frankfurt am Main 2006

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Laura J Gerlach, unter Verwendung
eines Ölgemäldes von Karin Kneffel (o.T., 2003, 120 x 300 cm)

Herstellung: Thomas Pradel, Frankfurt am Main

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 3-627-00137-0

1 2 3 4 5 -10 09 08 07 06

DAS VIERTE GEBOT

Wenn man größere Städte verläßt und über den Grüngürtel des Stadtrands hinausfährt, in dem die Einfamilienhäuser mit den kleinen Gärten stehen, schon leicht erschrocken, weil sie von städtebaulichem Wildwuchs, Gewerbegebieten, Autohändlern, Softwarefirmen, Billighotels, Großmärkten und Autobahnringen, bedrängt werden – wenn man das alles hinter sich läßt, kommt man durch eine Art Niemandsland, Äcker, Wiesen und Baumgruppen, einigen großflächigen Schildern nach zu urteilen in der Agonie, weil schon als Baugrund ausgewiesen, das sich schützend wie der Hirsebreiberg vor das Schlaraffenland vor ein kleinstädtisches und dörfliches Umfeld schiebt, das auf der anderen Seite an Wälder, Golfplätze, Seen, Hügel, das Naherholungsgebiet grenzt.

Wenn man in diese kleinen Städte und Dörfer kommt, sind die Enge, der Lärm und der Dreck der Stadt vergessen, und man glaubt, sich in einer Idylle wiederzufinden, in der die Zeit seit den fünfziger Jahren, manchmal seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts stehengeblieben ist. Man glaubt, eine reinere Luft zu atmen und überall nicht das Surren des Stadtverkehrs, sondern das Zwitschern der Vögel zu hören, in stilleren Minuten auch das Schlagen von Tennisbällen und die freundlichen Warnungen von Fahrradklingeln.

Diese Kleinstädte und Dörfer sind traditionell, seit mehr als hundert Jahren, die Wohnorte der ganz, ganz reichen Familien, der großen Bankiers, der Multimillionäre, der Top-Unternehmer – Grünwald bei München, Kronberg bei Frankfurt, Grunewald in Berlin, Blankenese bei Hamburg.

Außerhalb von Düsseldorf, schon durch den breiten Rhein ge-

trennt und beschützt, gibt es auch so ein Städtchen, bezeichnenderweise Gartenstadt Meererbusch benannt, ein grünes Ghetto der Superreichen, mitten in einem kleinbürgerlichen Umfeld, der Stadt Meerbusch, gelegen und ansonsten, klassisch, an einen Wald und einen Golfplatz grenzend.

In der Gartenstadt Meererbusch lebte die Familie Terstappen, mit einem Garten, der ein kleiner Park war, und in einem Haus, das, obwohl sehr modern, von der Größe her sich die Bezeichnung Herrenhaus oder Palais verdiente – eine Familie, die in jeder Hinsicht eine Traumfamilie war: enorm reich, aber gleichzeitig höchst gebildet, mit einem promovierten Unternehmer und Kunstfreund als Familienvorstand, Ehemann und Vater, Dr. Alexander Terstappen; mit einer Dame des Hauses, Ehefrau und Mutter, die aus bester Familie, einem adeligen Haus im Münsterland stammte, Friederike Terstappen, geborene von Deerden, eine Mäzenatin und Wohltäterin; mit zwei bildhübschen, wohlgeratenen Söhnen, jeder für sich die Freude seiner Eltern und ein Mädchenschwarm; Michael und Thomas Terstappen, die gerade ihr Abitur bestanden hatten, der jüngere, Michael, bereits mit siebzehn, nachdem er zwei Klassen auf dem Gymnasium übersprungen hatte, und die, zwei *golden boys*, zu den allergrößten Hoffnungen für die Zukunft berechtigten; mit einem Dienerehepaar und einer Haushälterin, aber weder einem Hund noch einem Chauffeur.

Michael und Thomas Terstappen durften nach heutigem Verständnis als zwei Mitglieder der Erbengeneration gelten – einer Generation, deren Vorväter den Grundstein zu großen Vermögen in der Nachkriegs- und Wirtschaftswunderzeit gelegt, es in den letzten zwanzig Jahren, mit finanziellen Quantensprüngen bis in unfassbare Größenordnungen hinein, vermehrt hatten und die jetzt – ihre Zeit war um – der Reihe nach starben.

Was Michael und Thomas von den anderen Mitgliedern unterschied, war nicht so sehr, daß sie zwei ganz besonders vom Schick-

sal verwöhnte und von der Tüchtigkeit ihres Vaters und dem Vermögen der Mutter begünstigte Erben waren, sondern daß sie nicht die Absicht hatten, auf das natürliche Ableben ihrer Eltern zu warten.

Eines Tages, da stand ihr Plan schon Monate fest, verblüffte Michael seinen Bruder Thomas mit der Ankündigung, beim beabsichtigten Killen der Eltern und zum genauen Zeitvergleich, den sie dafür brauchten, die Armbanduhren anzulegen, die ihnen Mutter zum Bestehen des Abiturs geschenkt hatte.

»Karma«, meinte Michael.

Denn weder er noch Thomas waren von den Präsenten begeistert gewesen. Michael erklärte, daß die Breguet Marine GMT, die er bekommen hatte, eine Uhr war, die allerhöchstens an das Handgelenk Frankfurter Investmentbanker-Fuzzis paßte, die, kaum daß sie gelogen, betrogen und abgezockt und kistenweise Bordeaux-Weine, die von Parker 88 Punkte und mehr bekamen, mit ihren Großanlegern versoffen, aber ein paar tausend Kleinaktionäre in den Ruin getrieben hatten, das gemein verdiente Geld sofort dazu benutzten, um aller Welt zu zeigen, daß sie nicht nur ethisch, sondern auch ästhetisch keinen Stil besaßen.

Thomas war der Meinung, daß seine Lange 1 eine einzige Peinlichkeit war. Zwar seien die Zeiten, in denen Bundesligaprofis einen Mercedes SL mit Spoilern steuerten, weiße Socken zum dunkelblauen Anzug von Peek & Cloppenburg, Uhren von Breitling und einen Vokuhila-Haarschnitt trugen, vorbei; sie konnten nach wie vor das ABC nur bis D aufsagen, aber jetzt trugen sie Prada-Anzüge, fuhren Ferrari und hatten eine Lange 1 um. In diese Liga wolle er auf keinen Fall absteigen.

Thomas tat die Uhr nur einmal um, am Abend, als er sie geschenkt bekam, und sagte Mutter, er fand, so gehörte sich das, »Sieht echt cool aus, oder? Vielen Dank!«

Ab dem nächsten Tag trug er wieder seine alte Rolex Daytona. Die hatte er auf der Alpina-Hütte, oben auf der Corviglia in

St. Moritz, von einem wunderbar zarten Bündnerfleisch und knackigen Cornichons nicht satt, aber appetitlich angeregt, durch zu viele Cüplis Champagner und zu viele Gläser eines köstlichen Aigle les Murailles beschwingt und von Rina, voll von Koks, unter dem Tisch mit der Hand durch den Reißverschluß der Bogner-Hose auf dumme Gedanken gebracht, wie immer unternehmenslustig, aber an diesem Tag besonders gut gelaunt, einem Immobilienmakler aus Appenzell namens Jürg Abegg für fünfzehntausend Franken spontan vom grobknochig-unedlen Handgelenk weggekauft. Anschließend tranken Thomas und Michael mit Rina, ihrem stets besoffenen Bruder Jojo, Jürg und seiner Lebensgefährtin Regula noch ein paar Cüplis und dann noch ein paar, und Jürg war so lange happy, bis Thomas, ziemlich breit, ihn nur noch mit Jörg anlallte. Das ging Jürg mit ü wohl gegen seinen schokoladigen und schneeigen Schweizer Nationalstolz; als er dann noch schnallte, daß seine Regula, inzwischen auch voll knülle, mit Thomas zu schäkern begann, jedenfalls viel zu wenig Widerstand leistete, als Thomas ihr die rechte Hand zwischen die strammen Oberschenkel schob und tastend, in Blindverkostung, zu erraten versuchte, mit was für einer Marke Unterwäsche Regula ihre gigantischen Arschbacken (und diverses anderes) im kalten Engadiner Winter warmhielt, stand er abrupt auf, schimpfte »Sauschwab!«, was, wie Thomas wußte, der ein Jahr im Institut auf dem Rosenberg in St. Gallen verbracht hatte, ein beleidigender Ausdruck für Deutsche war, und zog Regula mit sich fort, bevor Thomas, der schon ausholte, aber von Michael und Jojo gebremst wurde, ihm eins auf die Nuß geben konnte. »Blöder Schweizer Löli!« schrie Thomas ihm noch hinterher, was, wie er im Lande gelernt hatte oder jedenfalls zu wissen glaubte, für Eidgenossen eine schlimme Beleidigung ist. Für drei Sekunden war Ruhe, dann nahm Rina ein Glas Wein von irgendwo auf dem Tisch und schüttete es Thomas ins Gesicht. Das war der krönende Abschluß der kleinen Feier, aber nichts Neues von Rina. Ab so und so vielen Gläsern konnte sie ihre Gedanken nicht mehr ordnen und ihre

Gefühle nicht mehr kontrollieren, eins von beiden oder beides auf einmal, und inszenierte unhübsche, kleine Eifersuchtsdramen.

Der gute Jürg würde, da war Thomas ziemlich sicher, den schnellen Verkauf der Daytona für den Rest seines Lebens bereuen, und vermutlich die Bekanntschaft mit ihm auch.

Aber genau für solche Art von Späßchen hatte Thomas immer ein Bündel Scheine in der Gesäßtasche. Tausender und Hunderter. Das hatte er von Onkel Hännies gelernt, Mutters Bruder, dem Grafen Johannes von Deerden. Der war der Meinung, daß sich jeder (jede sowieso) durch den Anblick eines Bündels Banknoten und die Aussicht, das bald in der eigenen Brief- oder Handtasche verschwinden lassen zu können, zum Affen machen ließ. »Als ich ungefähr so alt war wie ihr, na ja, ein paar Jahre älter, habe ich nur Dummheiten im Kopf gehabt«, hatte er Michael und Thomas um das Reifezeugnis herum mit auf den Lebensweg gegeben, »und gedacht, daß es nichts Schöneres auf der Welt gibt, als in irgendeiner Bar einen Haufen Armleuchter einzuladen und sie alle so besoffen zu machen, daß sie auf den Boden pissen und kotzen und sich für den Rest ihres Lebens schämen, dabeigewesen zu sein. Monarchen und wirklich Reiche, das solltet ihr eigentlich wissen, haben nie Bargeld dabei. Die gehen einkaufen oder mit ihrem Hofstaat essen, und hinterher schickt man ihrem Sekretär die Rechnung. Diese Bargeld-Angeberei ist widerliches, geschmackloses Getue von Neureichen. Also, laßt es bleiben.«

Michael und Thomas waren sauer, daß sie Geschenke für damals dreißigtausend Mark bekommen hatten, wohingegen Mitabiturianer Dominik Odenthal von seinen Eltern, die anscheinend wußten, wie schwer es heutzutage war, das Abitur mit einem Notendurchschnitt zu bestehen, der einem nicht gleich das ganze zukünftige Leben vermasselte, angemessen mit einem Porsche Carrera 4 belohnt wurde, mit dem er, ein paar Monate später, zum Saisonauftakt nach Zürs raste, um ihn auf der Flexenstraße gegen einen Lawinenüberdachungspfeiler zu knallen und zu Schrott zu

machen. Er bekam von seinen Eltern sofort einen neuen. Die Odenthals hatten nämlich immer Angst, daß man denken könnte, sie hätten vielleicht nicht soviel Geld, wie sie hatten. Die Angst war nicht unberechtigt. Sie hatten, in zweiter Generation, aus einem Kolonialwarengeschäft einen Konzern mit 450 Mitarbeitern gemacht, der rheinische Spezialitäten bis in die USA und nach Japan verkaufte, aber der Geruch von Billiggerichten, Schnellküche und langsam verderbenden Lebensmitteln hing noch immer an ihnen, und den versuchten sie ständig, mit allerlei halbgenauen Maßnahmen abzulegen.

Vollends enttäuscht aber waren Michael und Thomas, als sie erfuhren, daß sich ihr Freund Oliver Rennefeld sein Abiturgeschenk selber gekauft hatte: ein angeblich geiles (wie sie später erfuhren, recht kleines) Apartment in der South Street mit Blick auf die East-River-Brücken. Die persönlich empfundene Kränkung, die für Michael und Thomas von dieser Nachricht ausging, war auch nicht dadurch aus der Welt zu schaffen, daß Thomas meinte, die Wohnung brauche Olli doch nur, um sich von dieser amerikanischen Dummtussi Sharon die Eier kralen zu lassen. Der sei doch voll uncool und zu verklemmt, um in Deutschland ein Mädchen zu finden, bei dem er seinen Samenstau loswerden könne.

Michael und Thomas wagten nicht nachzufragen, was das kleine Abenteuer gekostet haben mochte, denn sie waren beide oft genug in New York gewesen, um zu wissen, wie teuer die Wohnungen da unten an der Lower East Side waren. Olli, ansonsten nicht gerade ein geistiger Gigant, war wach genug, um zu merken, wie verändert die Atmosphäre war, seit er diese Neuigkeit bei Michael und Thomas losgeworden war, und setzte dem schon skandalösen Eigenerwerb des Apartments noch eins drauf, indem er ungefragt verkündete, die Bude habe schlappe zwei Mios gekostet. Und wie ein großer Schauspieler wußte er, zumindest an dem Tag, ganz genau, wo und wie er seine effektivsten Pausen zu setzen hatte. Nach einer Zeit, in der Michael und Thomas wirklich

an seinen Lippen hingen, fügte er hinzu: »Für die Lage und Aussicht geradezu geschenkt.«

Als sie wieder allein waren, hatte Thomas seiner Wut auf Olli Luft gemacht. »Der hat doch Minderwertigkeitsgefühle! Dem kann man nicht alles glauben!«

Das war vor zwei Jahren gewesen. Da war ihnen beiden, Thomas wie Michael, zum ersten Mal klar geworden, daß sie, verglichen mit Olli und Dominik, ganz arme Schweine waren und nur dann mithalten konnten, wenn sie sich sehr schnell Geld besorgten.

Ollis Eltern waren zwei ganz peinliche Exemplare vom Typus Alt-Hippie, die an guten Tagen wie Thomas und Thea Gottschalk aussahen und an schlechten, wie Michael immer sagte, wie Hansi Hinterseer und Rudolph Moshammer (er wie Hansi, sie wie Rudi), die mit null angefangen und ein wenig Geld, vielleicht fünfzig Millionen, verdient hatten. Zunächst mit alternativer Kosmetik, schließlich mit einer ganzen New-Age-Produktlinie, bis hin zu biologischen Gleitcremes und Präservativen. Zuletzt hatten sie sich, ganz ihrer Öko-Linie treu, einen schloßgroßen, alten Reiterhof als Wohnsitz gekauft, den sie, ostentativ bescheiden, immer unsicher, immer mit dem Gefühl, nicht wirklich mithalten zu können, als »unser Landhäuschen« (*Häuschen!* Oh, Kacke! Manche Leute waren so leicht zu durchschauen!) bezeichneten und den sie mit dem geschmacklosen Country-Stil von Gunther Lambert vollgestopft und mit ausgesuchten Sofa-Scheußlichkeiten von Rolf Benz ergänzt hatten.

Nein, nein. Ihre Eltern hatten Geld. Richtiges Geld. Viel Geld. Sehr viel mehr Geld als Dominiks und Ollis Eltern.

Das Problem war, daß *sie* keines hatten.

Zwei, drei Monate später war Thomas' Wut verraucht. Oder, richtiger: hatte sich einen anderen Adressaten als den armen Olli gesucht.

Und zwar den alten Dad – Dr. Alexander Terstappen. Seines

Zeichens promovierter Kunsthistoriker und erfolgreicher Unternehmer, Kunstsammler und Museumsbauer, und gelegentlich ätzend unstolzer Vater zweier wunderbarer Söhne.

Am alten Dad, dachte Thomas für sich, konnte er sich sehr viel effektiver rächen! Erstens brachte das auf Dauer viel mehr Befriedigung, als immer auf dem armen Olli herumzuhacken, und zweitens hatte das den Vorteil, daß man Zahlen ins Spiel bringen konnte, die ganz sicher ausreichten, Ollis Minderwertigkeitskomplex turbomäßig zu vergrößern.

Thomas mußte Michael nicht groß überreden.

Michael war sofort bereit, bei dem mitzumachen, was als private Fehde und Rachefeldzug von Thomas gegen Olli begonnen hatte, und sie beschlossen, schon in der ersten Abstimmung, einvernehmlich, ohne Gegenstimme, ihren Eltern nicht nur zwei Millionen Dollar, sondern das ganze Geld wegzunehmen, um sich, je nach Laune, nicht nur ein Condo in der Lower East Side, sondern zwei Blocks im Financial District, zwei oder auch sechs Aston Martins zu kaufen und, darauf freute sich Thomas besonders, irgendwelche blöden Langhaaraffen mit großzügigen Geschenken und gezielten Geldzuwendungen so stumm zu machen, daß sie sich widerstandslos aufs Gesicht kacken ließen.

Der alte Dad brauchte sein Geld nicht, persönlich war er nämlich voll bescheiden. Er hatte vor vier Jahren seine Firmen verkauft, und seitdem spielte er, so sahen es Michael und Thomas jedenfalls, mit dem Geld nur noch herum. Dr. Alexander Terstapen hatte sich für das Geldausgeben ausgerechnet für eine abwegige, weil unangemessen, geradezu absurd teure Variante entschieden: Bilder deutscher Maler. Schwerpunkte Düsseldorf, im Speziellen Oberkassel, und Gruppe ZERO. Schon in seiner Studentenzeit hatte der alte Dad damit begonnen, Gerhard Richter, Günther Uecker, Sigmar Polke, Otto Piene, Dieter Roth, Heinz Mack und Gotthard Graubner zu kaufen, dann noch Norbert Kricke, Bruno Goller, Ludwig Wilding, Herbert Goetzing, Rupprecht Geiger, Ferdinand Kriwet, Karolus Lodenkämper,

Herbert Oehm, Adolf Luther, Palermo, Norbert Tadeusz, Daniel Spoerri und später Arman, Jean Tinguely und Lucio Fontana; in letzter Zeit waren AR Penck, Markus Lüpertz, Georg Baselitz, Jörg Immendorff, Anselm Kiefer und solche deutsche Helden drangekommen. Gottseidank hatte der alte Dad davon abgesehen, so ganz krank in der Birne war er dann doch nicht, sich Brocken ranziger Butter von Joseph Beuys in die Eßzimmerecken zu legen.

Sie konnten die Namen, vom alten Dad eingetrichtert, im Schlaf, alphabetisch in rückwärtiger Reihenfolge, aufsagen. Neuerdings sollten sie sich noch Namen wie Tim Eitel, Neo Rauch, Norbert Bisky und, die große Neuentdeckung des alten Dad, Peter Arndt Loht, merken.

Aber das war wohl nicht mehr nötig.

Es war eine beeindruckende Sammlung. Aber man mußte nur daran denken, was sie insgesamt gekostet haben mochte, um voll zu verzweifeln. Bei moderner Kunst war die Preis-Gegenwert-Relation, das hatten Michael und Thomas dem alten Dad oft genug versucht darzulegen, völlig fiktiv, und einen so hohen Preis für etwas zu zahlen, aus dem man nicht wirklich Genuß ziehen konnte, war etwas, das sie absolut nicht verstanden.

Irgendwie, fanden sie, war das wie bei den Öko-Produkten von Ollis Eltern: geringste Entstehungskosten, dann eine Zugabe von theoretischem oder esoterischem Wischi-Waschi-Quatsch, an den viele Leute aber glaubten, und dann völlig verstrahlte Verkaufspreise.

Michael und Thomas hatten vor, wenn es eines Tages nach ihnen ging, aber vorläufig ging es ja noch nicht nach ihnen, das Geld für etwas Sinnvolles auszugeben, das in einer vernünftigen Relation von Preis und Leistung stand: wie zum Beispiel eine Sommervilla in St. Tropez. Oder ein *co-op* in New York, möglichst weit weg von Olli, auf der Westseite des Central Parks; sie könnten dann auch mit ultracoolen Abkürzungen wie CPW für Central Park West herumschmeißen, wie Olli das so gerne tat. Sie würden sich

ein anständiges Auto kaufen können; der SL, den Michael fuhr, war alt, und einen neuen SL wollte er nicht; der sah, da mußte Michael Thomas recht geben, inzwischen ja so verkackt aus wie eine Mitsubishi-Design-Studie; und der neue Mercedes SLR McLaren war noch ätzender, aber wohl das Richtige für Leute von der geistigen Größe eines Promifriseurs oder mit dem guten Geschmack einer alpenländischen Volksmusiksängerin. Ein Aston Martin DB 9 Volante hingegen wäre nicht schlecht. Porschefahrer Thomas kündigte an, er werde sich, wenn alles gut gelaufen und vorbei war, einen silbernen Mercedes 300 SL Oldtimer mit Flügel-türen kaufen.

Sie schworen beide, sie würden, wenn sie das Geld endlich hatten, nie mehr Linie fliegen und mit einem Haufen Arschlöchern in langen Schlangen an Check-in-Countern stehen, nur um bei der Ankunft schon wieder dieselbe Kacke an den Schaltern von Hertz und Avis durchmachen und dann noch ewig weit zu irgendwelchen Parkplätzen latschen oder sich in Shuttlebussen dorthin karren lassen zu müssen, sondern in einen Learjet steigen und sich zu einem kleinen Flughafen, direkt am gewählten Ferienort, bringen und sozusagen vor der Haustür absetzen lassen.

Sie überlegten, einen mehrwöchigen Segeltörn in der Karibik zu machen, auf einer schönen, alten Teakholzyacht, mit anschließendem Urlaub auf Mustique, wo es möglich sein müßte, die Villa von Mick Jagger zu mieten. Eine kleine Mittelmeerkreuzfahrt auf einer supermodernen, durchgestylten Motoryacht, der eigenen natürlich, mit den Bildern des alten Dad an den Wänden (die selbstverständlich nicht mit diesen ekligen Teakholzpaneelen verkleidet sein durften, sondern blütenweiß sein mußten) und mit kurzen, aber heftigen Landurlauben in St. Tropez, Portofino, Ibiza oder Porto Cervo. Im Winterhalbjahr könnten sie, arbeiten brauchten sie ja nicht mehr, in einem schmucken Chalet beim Suvretta wohnen, den ganzen Tag snowboarden, Cüplis trinken, sich abends ein paar *lines* reinziehen und im Dracula-Club abtanzen, *Big V* einwerfen und ein paar Schneehäschen poppen. Sie fan-

den es cool, von einem Helikopter aus zu kanadischen Tiefschneeabfahrten zu starten, und plantan, Skiurlaube in Park City zu machen, weil der *champagne powder* in Utah noch besser war als französischer Champagner, das schloß den Selosse ein, oder das von Rina favorisierte weiße Pulver. Die Welt war groß und weit, und es gab Millionen sinnvoller Möglichkeiten, Geld auszugeben.

Es mußte ja nicht so was ätzend Spießiges wie eine Finca auf Mallorca sein.

Der alte Dad war krank im Kopf, aber konsequent: Er fuhr einen Mercedes S-Klasse, wohl sechs Jahre alt, und hatte sich als Abiturgeschenk für seine Söhne zwei gebrauchte VW Golf ausgedacht. »Eigene! Ganz zu eurer Verfügung!« wie er groß ankündigte, denn die Terstappens hatten außer Vaters Mercedes und Mutters Mercedes noch einen Golf, mit dem das Dienerehepaar seine Besorgungsfahrten machte.

Thomas durfte, Michael war noch keine achtzehn, mit allen drei Autos fahren. Wie überaus großzügig.

Mutter hatte die Pläne des alten Dad vereitelt, nicht zuletzt aus Stolz auf das Abitur von Michael, der einen Notendurchschnitt von 1,1 geschafft hatte, und weil sie dachte, sie müsse ihren beiden Söhnen zu verstehen geben, wie glücklich sie sie auch sonst machten. Daß sie mit der Wahl der Uhren geschmacklich danebenlag, war darauf zurückzuführen, daß sie aus einem ganz alten Geschlecht und sehr vermögenden Elternhaus stammte, in dem Geld, politische Verbindungen, gesellschaftliche Stellung und hohe Bildung eine solche Tradition und Selbstverständlichkeit hatten, daß man nur noch daran dachte, den inneren und äußeren Reichtum der Familie zu mehren, aber ganz weit davon entfernt war, sich persönlich etwas zu gönnen oder sich mit den Vorzeigeobjekten und Prunkstücken der Neureichen, goldene Uhren und Sportwagen, zu schmücken.

Johannes oder Onkel Hännies, wie er sich selber so gern nannte, Mutters Bruder und Chef des immer bescheiden als Stammhaus

bezeichneten und als von Deerden Vermögensverwaltung firmierenden Familienunternehmens, war ein unfassbar reicher Junggeselle, der so geizig war, daß man von ihm sagte, er würde nie heiraten, außer, um Steuern zu sparen, worauf er immer lachte und kommentierte, er zahle sowieso keine Steuern. Er war auch ein genialer Finanzstrategie, mit unübersichtlichen, aber anscheinend höchst lukrativen Beteiligungen in der ganzen Welt, man sprach von zweihundertfünfzig Firmen. Aber er trug seine Anzüge von der Stange, bis sie auseinanderfielen, und war auch schon mit einer Swatch-Uhr am Handgelenk gesehen worden.

Vielleicht gehörte ihm Swatch. Und Smart und Daimler und Chrysler dazu und die Deutsche Bank oder große Teile davon.

Onkel Hänes hatte vermutlich soviel Geld, daß er sich auch die Firma Ferrari hätte kaufen können, aber wie der alte Dad fand er nichts entlarvender und entwürdigender, als sich im Alter, mit dem zu spät verdienten Geld, in einem Cabrio oder Sportwagen sehen zu lassen. Ein einziger Ferrari war für ihn der Ausweis einer bedauernswerten, charakterlichen Infantilität, aber eine Sammlung von Ferraris war der Tiefpunkt an Geschmack, Bildung und Kultur.

»Die Schwänze von diesen alten Wichsern werden keinen Millimeter dicker oder länger«, psychoanalytierte der reiche und vornehme Johannes Graf von Deerden mit der ihm eigenen Drastik (die gewöhnungsbedürftig war und bei den großen alten Familien des Münsterlands, den Merveldt, Galen, Droste, Westerholt und wie sie alle hießen, nie sehr gut angekommen war, was Johannes Philipp Wilhelm Heinrich Anastasius Graf von Deerden aber kackscheißegal war), »auch wenn sie das der Welt mit ihren Ferraris weiszumachen versuchen. Zwanzig oder dreißig Ferraris stellen kein Zeugnis aus, nicht einmal über ein bescheidenes Vermögen, sondern fällen ein Urteil. Und zwar ein vernichtendes.«

Was seine finanziellen Verhältnisse betraf, hielt sich der alte Dad ziemlich bedeckt und tat immer sehr bescheiden. Wenn er (früher) auf den Firmenwert und (aktuell) das Vermögen angesprochen wurde, sagte er immer, »Och, es geht uns einigermaßen gut.«

Er beschied sich mit einer einfachen Omega-Uhr aus Stahl und zeigte gelegentlich Anflüge eines krassen Humors, wenn er die sekundengenaue Präzision des Werks der Omega, die irgendwann einmal zweihundertfünfzig Mark gekostet hatte, mit der periodisch holprigen Zeitmessung der teuren Rolex Daytona seines Sohnes Thomas verglich.

Beim Tennisspielen hatte Michael Vaters Steuerberater, Dr. Baer, unauffällig auf den Zahn gefühlt und herausbekommen, daß Thomas und er beim jetzigen Stand der Dinge mit gut einer Milliarde Euro, möglicherweise mehr, rechnen konnten. Der alte Dad besaß nämlich noch immer, trotz Zusammenbruch des Marktes, wertvolle Aktienpakete, die umzuschichten oder zu verkaufen waren, und hielt noch Beteiligungen, die ihn nicht mehr interessierten.

Mindestens fünfhundert, vielleicht sogar sechshundert Millionen Euro für jeden von ihnen. Natürlich fiel Erbschaftsteuer an und so, aber die Zahlen klangen einigermaßen beruhigend.

Und so war der Plan gereift.

Den letzten Anstoß gab ein Zeitungsbericht, wonach eine Jugo-Bande einen Einbruch in eine Villa in Büderich gemacht und dabei als erstes, eiskalt und unnötig, sie hätten sie auch fesseln und knebeln können, das dort lebende Ehepaar im Schlaf erschossen hatte, dann in Ruhe eine Flasche Sekt geleert und alle Wertgegenstände, bis auf den letzten kleinen, silbernen Eierbecher, hatte mitgehen lassen.

Sie würden es genauso machen und versuchen, Spuren zu legen, die ganz eindeutig auf einen Einbruch und die drei Männer der Jugo-Bande hinwiesen. Sie wußten ganz genau, wo das Silber ihrer Eltern war, wo der Wandsafe war und wo die Eltern schlie-

fen, und sie wußten auch, daß es, trotz der Bescheidenheit des alten Dad in diesen Dingen, ein paar Flaschen Champagner im Keller gab.

Sie mußten sich nur noch eine Schußwaffe besorgen, denn mit dem Messer auf die Mutter einstechen und mit dem Hammer auf den alten Dad einschlagen, konnten sie nicht übers Herz bringen.

Das waren doch ihre *Eltern!*

Ihre Eltern waren auch keine Jäger, so wie Onkel Hännes, die ein paar Büchsen und Flinten im Haus hatten, so daß man sie mit den eigenen Gewehren hätte killen und versuchen können, es wie eine Art Doppelselbstmord aussehen zu lassen.

Dann dachten sie an Charlie, einen der Türsteher aus dem »K2«, dem Club in der Kö-Galerie, in dem sie Stammgäste waren. Von Charlie wußten sie, daß er gute Kontakte hatte, weil er einem von Marihuana über Ecstasy bis zu Koks alles besorgen konnte und ganz früher schon einmal wegen bewaffneten Raubüberfalls gesessen hatte. So hieß es jedenfalls.

Aber so einfach auf ihn zuzugehen und einen Doppelmord zu bestellen oder nach einer Waffe zu fragen, trauten sie sich dann doch nicht. Thomas meinte, man müsse eine Art Sammelbestellung abgeben, in der man auffällige Artikel unauffällig verstecken konnte: »Besorg uns hundert Gramm Kokain, hundert Gramm Gras und, äh, noch eine Pistole.« Aber Michael hatte völlig recht, sich zu sorgen. »Und dann erfährt Charlie, daß unsere Eltern ermordet worden sind und wir jeder fünfhundert Millionen Euro erben, überlegt sich nur einmal, wozu um aller Welt wir eine Pistole gebraucht haben, und fragt uns als nächstes nach einem kleinen Darlehen. »Eh, Mann, ich bin im Augenblick ziemlich klamm, könnt ihr mir mal kurzfristig mit fünfzigtausend Euro aushelfen? Kriegt ihr nächsten Mittwoch zurück.«

Thomas fügte hinzu: »Und Charlie fällt auf, wie er mit dem Geld rumschmeißt, wird geschnappt, gibt an, wo er es herhat, und schon sind wir dran.«

Michael nickte. »Genauso wird es passieren.«

»Da fällt mir noch was ein«, sagte Thomas. »Wir beide sollten die ersten Wochen, vielleicht sogar die ersten drei, vier, fünf Monate, nicht mit Geld herumschmeißen und uns auch keine teuren Sachen kaufen.«

Michael nickte. »Ausgezeichnet.«

Thomas freute sich, wie immer, wenn er gute Einfälle hatte und Michael ihn lobte.

»Was wir auch nicht tun werden«, sagte Michael, »ist, uns Kreditkarten zuzulegen.«

Der alte Dad war in diesen Dingen stockkonservativ. Sie bekamen beide ihre monatlichen Taschengelder, regelmäßig von ihren Eltern und mit einiger Verlässlichkeit auch von ihrem Patenonkel Hännies – was zwar nach Meinung des alten Dad zusammen viel zuviel war, aber doch, zu seiner Beruhigung, ihren Ausgaben klare Grenzen setzte. Die Anschaffung von Kreditkarten für seine Söhne fand er völlig außerhalb der Diskussion und ungefähr so niveauvoll wie Onkel Hännies den Kauf eines oder mehrerer Ferraris.

Was der alte Dad nicht wußte, war, daß sie immer mal wieder etwas von ihrer Mutter zugesteckt bekamen, mal ein paar hundert Mark hier, mal ein paar tausend Mark da.

Zu ihrer Erleichterung halbierte Mutter die heimlichen Zuwendungen nicht, als der Euro eingeführt wurde.

Thomas hatte letztes Frühjahr durch seine Freundin Rina eine Russin kennengelernt, Ina, die angeblich am Moskauer Konservatorium Klavier studiert hatte, vierzehn Jahre lang. Eine russische Pianistin lernt man nicht alle Tage kennen, und bald hatte sich Ina in Düsseldorf etabliert, gab den Töchtern aus gutem Haus, deren Füße zu ungelentk waren, um sie im Ballettunterricht hüpfen zu lassen, Klavierstunden, wurde hier und dort eingeladen und war gern gesehen. Sie faszinierte durch interessante Anekdoten aus einer allen unbekanntem Welt, die sie mit Sinn für

Dramatik und Pointen und einem bezaubernden Akzent vor-
trug.

Rina fand, für kurze Zeit, daß sie unbedingt den Klavierunter-
richt nachholen müsse, den man ihr als Kind nicht geboten hatte,
und redete ihrer Mutter ein solch schlechtes Gewissen ein, daß die
ihr gleich einen Bösendorfer-Flügel kaufte.

Die Richraths, Rinas Eltern, bildeten sich viel auf ihre Kultur
und ihre Kunstsammlung ein, aber die miesen Exponate hätte sich
der alte Dad nicht mal in den Heizungskeller gehängt. Es gab da
noch eine stets von Sagen und Raunen umgebene Bibliothek, die
aber keiner je gesehen hatte, ein wahres Heiligtum, allen Fremden
und Ungebildeten angeblich verschlossen. Irgendwann fand Tho-
mas heraus, daß es die Bibliothek gar nicht gab, sondern daß die
Richraths damit ein jämmerliches, über Eck (bei der Menge Bü-
cher!) gebautes Gebilde im Wohnzimmer meinten, das mit elf Da-
nielle Steels, vier Simmels und fünf Danellas in gebundenen Aus-
gaben beeindruckend bestückt und, da der Hausherr ebenfalls ein
Bücherwurm war (neuerdings stillte er seinen Lesehunger, wie
man hörte, im Bett einer Buchhändlerin und bei Bildungsreisen,
die ihn bis nach Bukarest und Bangkok führten), mit *Der große
Shell Atlas 97/98. Deutschland/Europa. Mairs Geographischer
Verlag. 73751 Ostfildern*, drei Grishams, fünf Clanceys, sie-
ben Konsaliks und dem repräsentativen Prachtband *Playboy –
50 Years. The Photographs* mammoskopisch ergänzt war, und wo
zu guter Letzt, um nicht zu sagen: als das Allerletzte, dreizehn
Komma einundachtzig laufende Meter Gesammelte Werke von
Hinz und Kunz, antiquarische Lederbände mit Goldprägung auf
dem Bechterewschen Rücken, die gähnend leeren Stellen auf den
Fachböden und die himmelschreienden Bildungslücken füllen
sollten.

Ina hatte Rina und ihrem Bruder Jojo einmal davon erzählt,
und die erzählten es Thomas weiter, daß sie ein russisches Mädchen
kenne, Natascha, eine Prostituierte im Dienst der Russen-Mafia,
die als das gearbeitet hatte, was man in der ehemaligen Sowjet-

union *hard currency hooker* nannte: ein Mädchen, das ihren Körper in Moskauer Hotels für harte D-Mark, Dollars und Schweizer Franken an internationale Geschäftsleute verkaufte. Amerikaner kamen irgendwann immer weniger zu ihr, auch die Schweizer blieben zu Hause und ließen Gott und die Welt bei sich antanzen, damit die ihre anderen Leuten geklauten Moneten auf Schwarzgeldkonten anlegen konnten, und die Deutschen ließen sich ihre gute, alte D-Mark von einer Regierung abnehmen, die sie in Soli umtaufte und in irgendwelchen dunklen Ostlöchern versenkte, von denen keines Natascha gehörte. Die goldenen Neunziger, die Zeiten nach dem großen Umbruch, in denen sich die russischen Mafiosi alle Staatsbetriebe für 'nen Appel und en Ei unter die schmutzigen Nägel gerissen hatten, kamen an ihr Ende, es wurde alles schlechter, und bevor Natascha ihren harten Body für den weichen Euro hinhalten mußte, war sie abgehauen. Sie hatte ihrem früheren Leben abgeschworen und nichts weniger vor, als ihr gesamtes Luxusfleisch, nicht nur drei bis vier Filetteile davon, in Mitteleuropa, es konnten auch die USA sein, für eine große Summe an einen einzigen Mann zu verkaufen.

Ina sprach im Flüsterton, als sie Rina und Jojo berichtete, daß ihr Natascha eines Nachts, betrunken, unglücklich und sentimental, verraten habe, wenn sie einmal in Schwierigkeiten geriete, könne sie ihr einen tschetschenischen Killer besorgen, der für tausend Dollar jemanden umbrachte. *No questions asked*. Ob das stimmte, wußte Ina nicht zu sagen.

Als Thomas das Michael vortrug, hatte er schon, weitgehend aus Angst, Abstand von der Sache genommen.

Auch Michael war das alles nicht geheuer, und er schlug vor, keine weiteren Gedanken an Auftragskiller aus Tschetschenien und *hard currency hookers* aus Moskau zu verschwenden und russische Pianistinnen ganz und gar zu vergessen.

Aber die *Russian connection*, Ina und der *hard currency hooker* Natascha brachten Michael auf eine Idee, die alles wendete.

»Der Polenstrich«, begann Michael eines Abends, ohne Vorwarnung.

»Hö?« hatte Thomas ziemlich dumm zurückgefragt.

Michael war verblüfft. »Hast du wirklich noch nie davon gehört?«

Polenstrich wurde im Volksmund der Fleher Landweg genannt, der von Bilk nach Süden aus der Stadt herausführte und auf dem seit fünf, sechs Jahren osteuropäische Schwarzarbeiter herumstanden, die man sich einzeln oder kolonnenweise für irgendwelche schlecht bezahlten Handwerkerarbeiten und die noch schlechter bezahlten schmutzigen und anstrengenden Tagesjobs holen konnte, die seit Jahrzehnten kein Deutscher mehr machen wollte – Drecksarbeiten, die man früher den Männern aus den traurigen Gegenden des Mittelmeerraums überlassen hatte, und für die sich jetzt die armen Schweine aus dem Osten die Pfoten plattstanden. Ein paar slawische Bordsteinschwalben sollten nächstens auch schon auf dem Fleher Landweg gesichtet worden sein. Ein Sauna-Club machte auf und wurde wieder geschlossen, dann wurde es eine Zeitlang still und leer auf der Straße (aber immer bunter auf den Wänden und Mauern), und alle schienen in den warmen Süden geflogen oder zurück in die kalte Heimat gezogen zu sein. Aber dann gab es im Februar zwei überraschend warme Tage, und da waren sie auf einmal alle wieder da, alle Vögel alle, Geier und Schwalben, Paradiesvögel und Piepmätzchen, *chicks* und Hühner, Dreckspatzen und Schmierfinken.

»Vielleicht steht da ein tschetschenischer Killer, den wir uns mitsamt seinem Arbeitsgerät ausleihen können«, scherzte Thomas, »tausend Euro für einen gemütlichen Abend, inklusive Kalaschnikow und Munition, schwarz auf die Hand, ohne Mehrwertsteuer und Sozialabgaben.«

Er war von der Polenstrich-Idee begeistert.

Er hatte in den letzten Wochen üble Erfahrungen im Milieu gemacht, mal ganz abgesehen davon, daß seine gemeinsam mit Michael unternommenen ersten naiven Ausflüge in die Düssel-

dorfer Halbwelt so peinlich gewesen waren, daß sie sich noch heute deswegen schämten. Zuerst hatten sie sich im Bermuda-Dreieck zwischen Hauptbahnhof, Bilk und Mintrop-Platz herumgetrieben, waren in Kneipen und Bars gegangen und hatten, zunächst ängstlich, das Terrain sondiert. Sie wußten nicht, wie man die Typen ansprechen sollte, selbst dem brillanten Michael war keine überzeugendere Story eingefallen als die mit der Jammer-Tour: »Ich wohne mit meiner Familie im Erdgeschoß, zweimal ist bei uns eingebrochen worden, nicht, daß es bei uns was zu holen gäbe, aber einmal standen zwei Männer in der Wohnung, als meine Frau gerade in der Dusche war. Ich hab Angst, ich war auch schon bei der Polizei, aber die tun nix. Ich brauche eine Waffe.« Thomas übte die von Michael ausgedachte Geschichte ein, aber schon bei Erdgeschoß fing er an zu prusten. Michael sah noch jünger als seine Zwanzig aus, außerdem lieb und harmlos, und er vermochte die Rolle des um seine Lieben besorgten Familienvaters erst recht nicht überzeugend zu spielen.

Thomas, immer für einen unternehmungslustigen Alleingang gut, hatte es eines Nachts solo versucht, aber kaum war er die ganze Geschichte bis zum Höhepunkt »Waffe« bei einem empathisch und geduldig zuhörenden Mann losgeworden – das war jedenfalls Thomas' Eindruck gewesen –, der an der Stelle »Auf einmal standen zwei Männer in der Wohnung!« noch »Umjotteswillen!« aufgestöhnt hatte, baute sich ein zweiter Typ vor Thomas auf und sagte: »Du bis zu blöd, um von der Polente zu sein.« Der erste ergänzte, unsympathisch und ungeduldig: »Verpiß dich, Porsche-Wichser, bevor wir dir die Klöten abschneiden.« Scheiße. Hatte Thomas seine verkackte, gebrauchte Kiste doch zu nah am Geschehen geparkt und war gesehen worden. Vielleicht, dachte Thomas in diesem Augenblick, war die Idee des alten Dad, seinen Söhnen unauffällige VW Golf zum Abi zu schenken, doch nicht so dumm gewesen.

Die Idee kam aber gar nicht zur Ausführung. Onkel Hännens war dem alten Dad zuvorgekommen und hatte Mutter klarge-

macht, daß Understatement nichts für junge Männer im Alter seiner beiden Neffen, sondern die einzig angemessene Haltung in solchen Fragen Selbstverständlichkeit und Nonchalance sei, nicht etwa demonstrativer Sparwillen oder gespielte Armut.

Onkel Hännies war manchmal unberechenbar. Auch wenn er sich selber nichts gönnte, oder jedenfalls öffentlich so tat, keiner wußte nämlich, was er mit dem scheinbar leicht verdienten Geld machte, hatte er doch nichts gegen den Vorschlag seiner Schwester einzuwenden, Michael einen Mercedes SL und Thomas einen Porsche zu kaufen. »Die sind doch nur einmal zwanzig. Mit fünfzig müssen die keine Sportwagen mehr fahren! Das sieht doch peinlich aus! Als wenn sie sich den mit zwanzig nicht hätten leisten können.« Schließlich und endlich, nach viel Gedöns und nachdem, wie sie hinterher erfuhren, Mutter Streit mit dem alten Dad gekriegt hatte, war Onkel Hännies doch so unberechenbar und kniepig wie immer gewesen, schenkte ihnen nur einen gebrauchten Porsche und einen gebrauchten SL und bezahlte die Autos noch mit dem Geld seiner Schwester, deren Vermögensanteile er laut Selbstauskunft »nicht nur verwaltete, sondern selbstverständlich vermehrte«, aber die er, geldgierig und geschickt wie er war, das unterstellten Michael und Thomas ihm, Stück für Stück in seinem auch für die Leute vom Finanzamt kaum durchschaubaren Konsortium von Scheinfirmen, Mänteln, *Off-shore*-Unternehmen, Holdings und Kreuz-und-Quer-Beteiligungen verschwinden ließ.

Auch ein Grund, schnell zu handeln – bevor Onkel Hännies die Familie seines Schwagers ausgeplündert hatte und es nichts mehr zu holen gab.

Thomas zog es vor, das, was ihm am Mintrop-Platz passiert war, Michael nicht zu erzählen, und versuchte ein paar Tage später, quasi im Alleingang, auf jeden Fall nicht mit seinem Bruder, die Scharte auszuwetzen. Aber auch dieses Abenteuer ging schlecht aus.

Und so begann es: Olli hatte schon seit längerem davon geschwärmt, sich eine Harley zu kaufen, mit der er plante, kommenden Sommer hinunter an die Côte d'Azur zu fahren, und er hatte Thomas mehrfach aufgefordert, doch mitzumachen. Thomas fand, daß dieser Döskopp Olli mit seinen Harley-Träumen mindestens zehn Jahre hinter der Zeit zurück war, in der verklemmte Zahnärzte und gehemmte Juristen sich neue Harleys und eine gebrauchte Lederkluft kauften, um irgendwelchen dummen Jungstuten vorzumachen, was für Hengste sie waren. Er entschloß sich aber, ein gewisses Interesse zu zeigen, denn er hatte noch immer vor, sich an Olli zu rächen.

Dann kam noch etwas hinzu: Olli erzählte, er habe sein Apartment in der Lower East Side mit erheblichem Gewinn verkauft, hätte eine geile Wohnung in CPW angeboten bekommen, denke aber eher daran, hinüber nach Brooklyn zu ziehen, ins Dumbo, wenn überhaupt, denn er finde New York total out, und für ihn sei jetzt *good old Europe* angesagt, und da insbesondere die Côte d'Azur. »Weißt du, die Côte ist einfach ein Klassiker, nie wirklich out.« Thomas hatte die Abkürzung Dumbo noch nicht gehört, wagte aber nicht nachzuhaken, um Olli nicht schon wieder einen billigen Triumph zu gönnen. Wie von ihm gewohnt, gab Olli die Erklärungen ab, die Thomas nicht hören wollte. »Dumbo. Kennst du doch«, tat Olli lässig, »*Down Under the Manhattan Bridge Overpass*. Man hört«, (*man hört*, Thomas hätte ihm dafür in die Fresse hauen können) »daß Dumbo dem *meatpacking district* den Rang abläuft.« Olli sah die Niederlage in Thomas' Gesicht und grinste selbstzufrieden.

Da schwor sich Thomas, noch vor der großen Rache, mit Hilfe des alten Dad Olli möglichst bald einen reinzuwürgen. Während Olli an eine serienmäßige Electra Glide dachte, hatte Thomas vor, sich ein *customized* Super-Sondermodell für das doppelte Geld zu kaufen. Er sah Anzeigen durch, sprach mit etlichen Harley-Händlern und dreißig, vierzig Harley-Besitzern und bekam schließlich eine Hinterhofwerkstatt in Bilk genannt, die der abso-

lute Insider-Treff sein sollte und wo angeblich die ganz echten Jungs verkehrten, die, die ihre ersten Runden auf einer Harley schon im Laufstälchen gedreht hatten (auf jeden Fall hinter Gittern).

Auf einmal hatte Thomas eine Idee.

Er dachte, daß dort sicher auch deutsche Hell's Angels abhingen, und wollte erkunden, ob die so wenig zimperlich waren wie ihre amerikanischen Vorfahren und man sie getrost nach einer Waffe fragen konnte. Er beschloß, ohne Olli hinzufahren und diesmal weniger leichtsinnig als am Mintrop-Platz zu sein. Er parkte seinen Porsche einen Kilometer weit weg, in einer stillen Seitenstraße der Oberbilker Allee.

Er fand die Adresse, ging in den Hinterhof, sah aber kein Motorrad und auch kein Firmenschild. Es gab aber eine große Lamellentür aus Stahl und Milchglas, hinter der sich eine Werkstatt verbergen mußte. Als er näher kam, bemerkte er zwei Schilder. Eins lautete »Warnung vor den drei Hunden« und das andere machte klar: »Wer auf eine Harley pißt, den bringen wir um.« Er freute sich, einmal grundehrliche Menschen kennenzulernen, die einen nicht, wie die Politiker, belogen, sondern die klar sagten, was man zu erwarten hatte: entweder totgepißt oder von ihren Pitbulls zerfleischt zu werden. Da es keine Schelle gab, klopfte Thomas an das Glas der Lamellentür. Wenig später wurde aufgemacht. Ein fettes Schwein mit fetten, langen Haaren und knüseligem Vollbart guckte raus, musterte ihn kurz von oben bis unten und schlug dann die Tür wieder zu. Thomas redete die geschlossene Tür an: »Mein alter Dad hat auf meine Harley gepißt und ich möchte ihn umbringen.« Die Tür gab keine Antwort.

Thomas fand, die erste geschäftliche Kontaktaufnahme war vielversprechend gewesen, und sagte der Tür zum Abschied, mit den Floskeln der rheinischen Umgangssprache, die sonst nicht seine Sache waren, aber die er hier für angebracht hielt, weil sie ihn, wenn schon nicht als einen der Ihren dann doch als Mann ausweisen konnten, der die gleiche Sprache sprach, mit dem also

zu reden war: »So long. Weißte Bescheid. Bis die Tage. Tschau.« Er war fest entschlossen, noch einmal hinzugehen.

Beim nächsten Versuch machte ihm eine weiß-blond gefärbte Miss Piggy auf und musterte ihn originell kurz von unten bis oben. Sie wollte schon die Tür zuschlagen, als hinter ihr Mister Fett-Schwein erschien. Er grinste breit über seine feisten Backen, grunzte, »Äh, Monster!«, schubste Miss Piggy zur Seite, riß die Tür weit auf und breitete dann seine schwabbeligen Vorderläufe zur Umarmung aus. Für einen Sekundenbruchteil wollte Thomas zwar auffällig inkohärentes, aber unter den gegebenen Umständen doch willkommenes Verhalten diagnostizieren, als ihm klar wurde, daß er, trotz gleicher Sprache und so, nicht gemeint sein konnte. Er drehte sich um. Hinter ihm stand der beschönigend »Monster« genannte, dickste und ekelhafteste Typ, den er je gesehen hatte, dem die flächendeckenden Tätowierungen schon aus dem Hemdkragen herauswuchsen, aber bis auf weiteres am Doppelkinn und den angewachsenen Ohrläppchen des Schwerkriminalen Halt gemacht hatten. Thomas wollte schnell beiseite treten, um nicht zwischen Monster und Mister Schwein zu Körperfett zermanscht zu werden, als er schon von Monsters rechter Klaue ergriffen, von den Füßen gehoben und zur Seite geworfen wurde, als sei er ein Plastikkeimer, der dumm im Weg stand. Nachdem alle Hindernisse aus dem Weg geräumt waren, konnten sich Miss Piggy, Monster und das fettige Vollbartschwein endlich umarmen, und der Zusammenprall von drei Fettsorten war so ziemlich das Krasseste, was Thomas außer der Volksmusik-Hitparade, der *Pizza Quattro Formaggi* und den Auftritten der Spitzenpolitiker je im Leben gesehen hatte. Dann, Thomas hatte nichts anderes erwartet, schlugen sie die Tür zu. Das bärtige Fettschwein machte sie zwei Sekunden später noch einmal auf – Thomas lag noch immer im Dreck, in den ihn Monster so unsanft geschleudert hatte – und sagte, mit einer geradezu zwingenden und schon klassisch zu nennenden Formulierung: »Verpiß dich!« Dann schlug die große Eisentür wieder zu.

Das Fetthaarschwein war wohl gewohnt, daß man seinen Grunzlauten gehorsamst folgte und argwöhnte nicht, daß draußen ein Lauscher auf der Lauer lag.

»Seit wann bissu raus?« erkundigte sich drinnen Miss Piggy. Monster antwortete: »Seit halbsieben.« – »Und wat willsu jetzt machen?« fragte Schwabbelschwein. Eine Pause. Dann sprach Monster. »Weiß ich nich. Von zwei bis fuffzehn im Heim. Fuffzehn bis einunddreißig im Knast...« Monster machte eine zweite Pause.

Thomas stand leise auf. Ihm war eins klar: Monster war sein Mann.

Bevor die Pause um war, in der Monster vermutlich überlegte, was er mit dem Rest seines Lebens machen sollte oder welche Zahl nach einunddreißig kam, ging die Tür auf. Das Fettschwein schon wieder, in seinem ganzen ranzigen Glanz. Der wurde echt lästig. Thomas trat schnell drei Schritte zurück. »Wenn du dich nicht sofort verpifst, hau ich dich so was vor den Kopp, daß der Kölner Dom für dich wie en Frittenbude aussieht!« drohte Fettschwein. Eine zweite der schweren Lamellen wurde mit Leichtigkeit beiseite geschoben, als sei sie eine japanische Reispapier-Schiebetür, und Monster erschien. Ohne Vorwarnung dampfte er auf Thomas zu.

Thomas hatte schon immer den schnellsten Start aller Kurzstreckenläufer der Düsseldorfer Gymnasien gehabt und wurde erst ab zweihundert Meter überholt und bei vierhundert sogar abgehängt. Monster hatte keine Chance: Er war noch nicht an der Toreinfahrt, da war Thomas schon wieder zuhause und hatte vorher noch genügend Zeit gehabt, sich auf dem Heimweg den letzten *Hustler* und zwei Cola Light zu kaufen und in einem Schaufenster den neuesten Clip von Nelly auf einem 127 cm-Plasma-Monitor anzusehen, dessen Bildqualität beeindruckend war, aber welche die schon tausend Mal gesehenen schwarzen Bikinischönheiten mit den geistlosen Gesichtern, den Silikontitten, den dicken Ärschen und dem geilen Getue auch nicht aufregender machte.

Jetzt reichte es Thomas. Er sagte Olli, er habe es sich anders überlegt. Er werde ihn gerne in St. Tropez treffen, aber er werde dorthin *fliegen*.

Michael und Thomas mieteten sich einen unauffälligen Ford Siesta, und eines dunklen Spätherbstvormittags, fieser Novembertag mit Nieselregen, gerade das richtige für so ein Unternehmen, war es soweit.

Sie fuhren langsam den Polenstrich hinunter, sahen sich die Grüppchen frierender und hoffnungslos aussehender Männer an, und für ein paar Sekunden tat es Michael leid, eins von diesen armen Schweinen in eine schmutzige Sache hineinziehen zu müssen. »Kuck mal«, sagte er zu Thomas, »die stehen da alle in der Kälte und zittern sich einen ab. Ein Scheißleben.«

»Ist alles nur Schau«, meinte Thomas, »damit du Mitleid kriegst und die für teures Geld anheuerst. Wo die herkommen, sind minus zwanzig Grad doch schon ne Hitzewelle.«

Dann sahen sie eine Gruppe schwarzhäariger, junger Männer, deren Nationalität sie nur erraten konnten. »Türken? Albaner?« Einer sprach vielwortig in ein Handy und gestikuliert wild, weil er mit Worten allein wohl nicht ausdrücken konnte, was er wollte, aber vielleicht war das Gefuchtele auch kulturell und ethnisch determiniert; ein anderer lehnte gegen einen schwarzen, von AMG durchgestylten BMW und blickte frech; ein dritter, dünner, hörte beim ersten mit und nickte zu allem, bis ihm der einen Tritt wie einem Hund gab.

»Was glaubst du, wie die ihr Geld machen?« fragte Thomas. »Indem sie brav jeden Tag von acht bis vier in die Werkstatt gehen? Kuck mal, der ist doch höchstens zwanzig und hat schon nen dicken BMW. Die *nehmen* sich das alles.« Michael sagte nichts. »Muß ich noch deutlicher werden? Und wir warten auf Almosen, und wenn wir sie kriegen, sollen wir uns noch bedanken. Nee!«

Schließlich sahen sie einen hageren Mann mit verschlossenem Gesicht und hochgeschlagenem Mantelkragen, der allein stand

und ihnen beiden gleich auffiel. Sie hielten an, setzten zurück, ließen das Seitenfenster herunter und quatschten den Mann an, sie seien Studenten, hätten nicht viel Geld, ob er ihnen beim Entrümpeln helfen könne? Der Mann sprach gutes Deutsch, sagte, sein Name sei Peter, was wohl Pjotr sein mochte oder wie diese Polen so hießen, und entpuppte sich als freundlich und sogar richtig nett. Sie fühlten ihm ein bißchen auf den Zahn und verabredeten sich mit ihm für diese Woche, Mittwoch, spätabends.

Ihr Plan war, ihn zu Charlie, dem Türsteher, vorzuschicken und ihn Verhandlungen wegen des Kaufs einer Pistole führen zu lassen.

»Mittwoch nacht? Zum Entrümpeln?« Peter war nicht blöd, was nicht gut war.

»Nur die Wohnung ankucken. Dann sagst du uns, ob du das allein schaffst oder ob du noch zwei Leute zusätzlich brauchst.«

»Ah, so«, sagte Peter, aber man konnte deutlich sehen, daß er nicht überzeugt war.

»Kacke«, kommentierte Thomas.

Sie holten Peter/Pjotr am Mittwoch abend auf dem Polenstrich ab, fuhren mit ihm bis in die Nähe vom »K2« und sagten ihm dann, was sie von ihm wollten. Michael bot ihm hundert Euro für seine Anfrage bei Charlie an. Thomas hatte vorher gemeint, fünfzig reichten.

Aber der gute Peter/Pjotr bekam plötzlich Angst, sprang blitzschnell und ohne Vorschuß aus dem Auto und rannte weg.

Thomas schlug vor, daß sie es gleich morgen noch einmal versuchen sollten.

Aber morgen passierte nichts und übermorgen nichts und am Tag nach übermorgen auch nichts.

Es dauerte drei Wochen, bis Thomas eines Abends grinsend in der Tür von Michaels Wohnung in Oberkassel stand, wie er es immer zu tun pflegte, wenn eins seiner Schelmenstücke geglückt war.